

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 33

Artikel: Wenn man nur immer wüsste
Autor: Baumann, Erna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-753641>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn man nur immer wüßte

VON ERNA BAUMANN

So vertieft war Margrit in ihren Roman, daß sie ihren Vater nicht hörte, als er durch die Stube ging. Aber mit einmal dämmerte es ihr, daß jemand etwas zu ihr gesagt haben mußte. Verwirrt blickte sie auf. Sie schaute in ein zorniges Gesicht, und eine gereizte Stimme wiederholte: «Mein Zimmer machen sollst du. Und zwar sofort. Kannst du mir keine Antwort geben, wenn ich dir etwas sage?!»

Margrit regte sich nicht auf. Die Kinder des Herrn Vontobel erlebten selten das Glück, ihren Vater in guter Laune zu sehen. Aber daß sie sein Zimmer machen sollte, war eine Zumutung. Margrit arbeitete in einem Anwaltsbüro, sie war es nicht gewöhnt, im Haushalt mitzuhelfen. Der freie Sonntag war ihr ein kostbares Gut, die Mutter begriff das vollkommen. Meistens zog sie mit dem Rucksack in die Berge; heute, an diesem Regentage, hatte sie sich mit tiefem Behagen in einen spannenden Roman versenkt. — «Dein Zimmer machen?» wiederholte sie. «Das ist doch die Arbeit des Dienstmädchens.»

«Marie ist nicht in der Wohnung. Du wirst dich wohl auch einmal bequemen können, etwas zu arbeiten, verwöhnte Prinzessin, du!» — Das Mädchen ließ den Vorwurf an sich abgleiten. Ihr kam es nur darauf an auszuweichen.

«Marie ist schnell fortgegangen, um Brot zu holen», beschwichtigte sie. «Das dauert keine zehn Minuten. Und in einer halben Stunde kommt die Mutter aus der Kirche zurück. Dann sind zwei Frauen da, die dein Zimmer machen können. Ich sehe nicht ein, warum gerade ich...»

«Bildest du dir etwa ein, ich werde mit dir diskutieren?» unterbrach ihr Vater sie zornig. «Ich habe dir aufgetragen, mein Zimmer zu machen, und damit fertig. Solange du in meinem Hause wohnst, hast du mir zu gehorchen, verstanden?!»

Knallend warf Margrit ihr Buch auf den Tisch. Sie hatte sich erhoben und stand ihrem Vater gegenüber: ein schönes Mädchen, stolz, größer als er. Für einen Augenblick kreuzten sich ihre Blicke, zornig, scharf, voller Haß. Der Mann erwartete, daß die Tochter vor seiner Drohung die Wimpern senken würde, aber sie hielt Stand und schaute ihm frech ins Gesicht, mit herausforderndem Lächeln. Er war es, der sich abwandte.

«Wenn ich aus dem Bad komme, muß das Zimmer gemacht sein», sagte er befehlend, die Hand schon am Türgriff. «Zu Befehl, Herr Vater!» erwiderte sie höhnisch.

Hefig drehte er sich noch einmal um, drohend, mit einer Gebärde, als ob er sie schlagen wollte. Dann riß er die Tür auf und schmetterte sie hinter sich zu. Im Badezimmer stand er mit geballten Fäusten. Er sagte sich nicht, daß er den Auftritt hätte vermeiden können durch die einfache Erklärung, daß er in der nächsten halben Stunde einen Besuch erwartete. Ebensowenig wollte er sich eingestehen, daß dieser störende Besuch und sein zu spätes Aufstehen die Ursache seiner Verstimmung waren. Statt dessen sammelte sich die ganze Summe seiner Unlustgefühle auf die Vorstellung des trotzigsten Mädchens, das er nur deshalb haßte, weil es ihn nicht liebte. Und wiederum verschloß er sich vor der Einsicht, daß er selber daran schuld sei, weil seine launische Selbstsucht von jeher die Kinder zurückgestoßen hatte, weil er nicht begriff, daß auch Eltern um die Liebe der Kinder werben müssen.

Im Wohnzimmer verharrte auch Margrit noch in der gleichen Haltung. Immerfort starrte sie auf die Tür, durch die sich ihr Vater entfernt hatte. Sie sah ihn immer noch an jener Stelle stehen, wie er vor wenigen Minuten dort stand, die Hand am Türgriff, mit zornig zurückgeworfenem Kopf. Noch nie hatte sie so durchdringend empfunden, daß sie ihren Vater haßte. Jawohl, sie haßte ihn, haßte seine massige Gestalt, sein aufgeschwemmtes Gesicht, den flachen Hinterkopf über dem rücksichtslosen Nacken. Seine Stimme haßte sie, seinen unzufriedenen Mund, seine selbstbewußte Haltung. Längst hatte sie seine Beschränktheit erkannt, seinen Mangel an Autorität, den er durch brutale Gewalt zu ersetzen versuchte. Wie war es möglich, daß die Mutter sich in diesen Menschen hatte verlieben können! Heute liebte die Gattin ihn längst nicht mehr, sie duckte sich nur und schwieg, erstickte jeden Widerspruch und tat im geheimen dennoch, was sie wollte. Margrit wußte, daß ihre Mutter den Vater belog; sie belogen ihn alle: eine natürliche Folge der Tyrannei, die Verräter erzeugt oder Rebellen.

Wie sie es schon so oft getan, rechnete Margrit nach, ob ihr Monatsverdienst ihr nicht gestatten würde, sich selbständig zu machen. Aber auch heute kam sie zu dem Ergebnis, daß die Auslagen für Kost und Logis ihren ganzen Monatslohn verschlucken würden, und daß sie auf ihre hübsche Kleidung, auf Ausflüge und Theater würde verzichten müssen. Nein, vorläufig war nicht daran zu denken. Auch der andere Ausweg kam nicht in Frage: die Werbung des jungen Lehrers anzunehmen, der ihr so hartnäckig den Hof machte. Niemals würde sie heiraten ohne Liebe; sie fürchtete sich vor der Ehe überhaupt, und lieber wollte sie eine alte Jungfer werden, als dauernd in einer Atmosphäre leben zu müssen,

wie sie in ihrem Elternhause herrschte. In Augenblicken wie diesem, wenn Margrit sich Rechenschaft gab, kam es ihr vor, als ob die unumgelande Stimmung in ihrem Heim mit jedem Monat drückender auf ihr lastete. Warum mußte sie, die so liebebedürftig war, warum mußte gerade sie solch einen Vater haben? — Natürlich hatte er ihr jetzt die Arbeit nur aufgetragen, um sie zu schikanieren. Er wußte, daß sie von ihm abhängig war und wollte sie seine Macht fühlen lassen.

So heftig schwang Margrit die Wolldecke auf das Bett, daß diese, über eine Ecke des Tisches legend, des Vaters Brieftasche zu Boden warf. Margrit bückte sich und faßte sie mit spitzen Fingern. Ihr Haß wurzelte so tief, daß sogar jeder Gegenstand, der zu ihrem Vater gehörte, ihre Abneigung weckte. Mit geringschätziger Gebärde warf sie die Mappe auf den Tisch. Schon griff sie nach der Steppdecke, um auch diese über das fertige Bett zu breiten, als plötzlich ein Einfall sie durchflitzte. Es war weniger Neugierde, die sie trieb, eher kindische Rachsucht und ein Bedürfnis, irgend etwas zu tun, das ihren Vater ärgern würde. Ein triumphierendes Lächeln zog ihre Mundwinkel hoch, als sie die Brieftasche öffnete, die ihr Vater sonst immer bei sich trug. Nicht, daß sie etwas Besonderes zu finden hoffte; was konnte ihres Vaters Briefmappe anderes enthalten als Rechnungen und Geschäftsbriefe? Es war nur eine «Revanche» für das heimliche Durchstöbern ihres Schreibtisches, das ihr Vater sich vor einigen Monaten gestattet hatte. Mit hämischer Freude zog Margrit die Papiere hervor. Eine Einladung zu einer Sitzung, Zeitungsausschnitte, eine Steuermahnung (— oha! —), dann die Adresse eines Schneiders — — —

Plötzlich stutzte sie. Nein, das hatte sie wahrlich nicht erwartet, daß ihres Vaters Briefmappe Gedichte bergen würde. Neugierig entfaltete Margrit den Bogen, der ein dreistrophiges Gedicht enthielt, mit der Maschine geschrieben. Sie las:

Von fern sah'n wir uns an und sprachen nicht;
Nur mit dem Blick konnte die Frage gleiten,
Warum so starr und bleich dein Angesicht,
Weshalb um deine Stirn sich Schatten breiten?

— — — Einst habe ich von Lieb' und Glück geträumt;
Das ist vorbei. Mein Schicksal heißt: Entsagen.
Doch heut hat sich aufs neu' mein Herz gebäumt:
Dürft' ich doch den Kummer mit dir tragen!

So gern hätt' ich mit mütterlicher Hand
Sanft über die verhärmte Stirn gestrichen...
Doch ich stand starr, an meinen Platz gebannt;
Dann hab' ich leise mich hinweggeschlichen.

Margrit gönnte sich nicht die Zeit, sich über ihre Empfindungen Rechenschaft zu geben. Hastig entfaltete sie das zweite, gleichförmige Blatt, das ihr mit dem anderen in den Schoß gegliiten war. Es enthielt folgende Verse:

Dir möcht' ich alles Glück der Erde schenken,
Mit meiner Liebe schützend dich umhüllen,
Mit weichen Händen deine Schmerzen stillen
Und deinen dunklen Weg zum Lichte lenken.

Doch all mein heißes Wünschen ist vergebens;
Voll bitterm Weh muß ich dich darben sehen,
Muß fern von dir mit vollen Händen stehen,
Getäuscht um die Erfüllung meines Lebens.

Seltsam ergriffen blickte das Mädchen auf die beiden Gedichte, die so treffend ihrem eigenen Empfinden entsprachen, die sie selbst verfaßt haben könnte. Denn auch Margrit trug im Herzen eine hoffnungslose Liebe, um die keiner wußte. Wie sonderbar, daß ihr Vater gerade diese Gedichte abgeschrieben hatte! War es denkbar, daß solche Verse ihm etwas sagten? Ihm, der über jede poetische Regung spottete, dem nüchternen Materialisten, der nie Gedichte las? Oder hatte jemand anders sie ihm geschenkt? Wer war überhaupt der Verfasser?

Noch einmal nahm Margrit die beiden Papierbögen in die Hand und überflog die Verse. Es stand kein Dichtername darunter. Schade, sie hätte gern gewußt, wer diese Strophen gedichtet hatte. Anscheinend stammten sie von einer Frau. Schade auch, daß ihr die Zeit fehlte, sie heimlich abzuschreiben. Aber das ging nicht an, es war die höchste Zeit, die Mappe wieder an ihren Platz zu legen und das Bett zudecken; jeden Augenblick konnte ihr Vater hereinkommen.

Im Begriff, die Blätter wieder zusammenzufalten, fiel ihr etwas in die Augen, das sie bisher nicht beachtet hatte. In der untersten Ecke des Bogens, kaum leserlich, mit Bleistift gekritzelt, standen zwei Worte: «Für dich!» Eine Frauenhand mußte sie hingeschrieben haben; die Worte standen zögernd da, scheu, wie ein zaghaftes Geständnis. Diese beiden Worte sagten mehr als die leidenschaftlichste Liebeserklärung, sie sprachen von heimlicher Sehnsucht, von einer Seele, die darben ihren Reichtum in sich verschloß.

Dann durchzuckte Margrit eine jäh aufbrechende Erkenntnis. Das zarte Liebesgeständnis dieser Verse galt ihrem Vater! Er wurde geliebt, dieser nörgelnde Schimpfer, dieser Haustyrann, den seine Gattin fürchtete, den seine Kinder haßten. Er, den Margrit für das unerfreulichste Wesen hielt, einzig erschaffen, um seinen Angehörigen das Leben zu verbittern! Es lebte ein Weib, das mit zärtlichen Augen diesen massigen Körper betrachtete, das sich danach sehnte, diesen unzufriedenen Mund zu küssen, das alles darum geben würde, nur einmal über seine Haare streicheln zu dürfen! Und vielleicht — der Gedanke brach hervor wie eine Offenbarung —, vielleicht liebte ihr Vater sie auch! Aus welchem Grunde wies er diese Liebe zurück, die ihm so demütig und zärtlich geboten wurde? Zwang ihn sein Pflichtbewußtsein, der Mutter die Treue zu wahren, fühlte er sich gebunden durch seine Familie? Lag hier am Ende die Ursache seiner andauernden Verstimmung, war seine Gehässigkeit der Widerhall eines Kampfes, der sein Inneres durchwühlte? Gönnte er deshalb Frau und Kindern kein gutes Wort, weil sie ihm den Weg sperrten zu einem Glücke, das er nicht ergreifen durfte? —

Im Vorplatz ging eine Tür. Hastig barg Margrit die beiden Gedichte in die Briefmappe und legte diese an ihren früheren Platz. Die Decke flog auf das Bett. Sie war eben dabei, den Bücherschrank abzustauben, als ihr Vater eintrat. — «Zimmer fertig?»

«Ja, Vater», antwortete sie. Dabei schaute sie ihn an, prüfend, als könne sie erforschen, welche Gefühle die verschlossene Seele barg. Sein Gesicht blieb starr und mürrisch. Margrit aber erkannte zum ersten Male einen müden Blick, verschattete Augen und eine Kummerfalte auf der Stirn. Dann, während sie hinausging, fragte sie, und ihre Stimme klang freundlicher, als sie seit Jahren ihm gegenüber geklungen hatte: «Vater, kann ich noch etwas für dich tun?»

Der Hof der frommen Frauen

Der Beghinenhof in Amsterdam

Es ist nicht notwendig, der frommen Gesellschaft der Beghinen anzugehören, um in den ihnen gehörenden und nach ihnen benannten «Beghinenhof» zu gelangen. Die über der kleinen Pforte in Stein gehauene, etwas verwitterte heilige Ursula ist keine strenge Pförtnerin, sie läßt jeden eintreten, wes Glaubens er auch sei. Und so treten wir ein.

Welche Stille herrscht hier! Ueberrascht von ihr, beginnt man unwillkürlich auf den Zehenspitzen zu laufen, wie in einem Museum, daß der Schritte Hall nicht störe. Manchmal fällt ein Spritzer des Stadtlärms draußen, das Klingeln und Rattern eines Tramwagens, das anmaßende Bellen eines Autos etwa, in die stille Verträumtheit des Hofes, den die vielleicht fünfzig schmalen Häuschen umschließen. Jedes von ihnen hat ein kleines Vorgärtlein, durch einen weiß bemalten Holzzaun säuberlich vom nachbarlichen getrennt. In einem steht auf einem Pfahl ein kleiner Taubenschlag. Ein kleiner Wimpel hängt dran, vom Wetter gebleicht, doch ist das aufgestickte Wort «Vierwaldstättersee» noch gut zu lesen. Einige Häuschen verraten mit verschnörkelten Zahlen, die meist mit 16 und 15 beginnen, ihr hohes Alter; über der Haustüre von anderen wieder sind Giebelsteine eingemauert mit in Relief gehauenen biblischen Szenen. Blanke Fenster-scheiben haben sie aber alle und weiße Gardinen dahinter. Diese Häuschen beherbergten keine Klostersgemein-

schaft, die Beghinen sind keine Nonnen, ihre Gesellschaft ward auf individueller Selbständigkeit begründet. Sie wollten nicht ein von strengen Ordensregeln eingeschnürtes Leben führen, sie wollten nicht in kahlen Klosterzellen mit vergitterten Fenstern gefangen sein, sie wollten den Weg zurück ins gewöhnliche Leben nicht durch Drohung mit Höllenstrafen verbaut wissen — nein — sie wollten ihre holländische Gemütlichkeit, ihren von den Müttern ererbten Hang zur eigenen Wohnung nicht aufgeben. Sie wollten ein eigenes Haus haben, jede für sich, mit eigenen Möbeln und eigenem Kochtopf, wenn sie auch zu einem zurückgezogenen und gottgefälligen Leben entschlossen waren. Ihre Satzungen waren so gehalten, daß es ihnen nicht verwehrt war, zu gelegener Zeit den idealen und himmlischen Bräutigam mit einem wirklichen und irdischen zu vertauschen, den himmlischen Dienst aufzugeben und als gesittete Ehefrau und hoffentlich auch Mutter die ferneren Tage zu beschließen. In der Zwischenzeit und wenn sich überhaupt kein Mann einstellte, waren sie Beghinen, fromme und barmherzige, Kranke pflegende und betende Schwestern.

«Ueber die Straße, die längs den Gärten um das Bleichfeld führt, sieht man manchmal eine Frau gehen, in braunem Habit mit weiten Ärmeln — das ist eine Beghine», schrieb ein alter Chronist. Das frühere Bleichfeld ist nun ein mit einem schmiedeeisernen Gitter um-